

Nein, die Musik hat recht. Nur die Musik

„Verdi ist zwar unantastbar in seinem Ruhm, aber er ist mir nah in seinen Schwächen und in seiner Furcht, aus der Fantasie zu stürzen, das Handwerk nicht mehr zu können.“ Was **Peter Härtling** damit meinen könnte, wird am Geheimprojekt eines Streichquartetts deutlich, mit dem Verdi nur wenige Tage nach der „Aida“-Premiere überraschte.

Der Erfolg der »Aida«-Aufführung überrumpelte ihn. Das Publikum raste, zweiunddreißigmal musste er vor den Vorhang, im Bühnengang fielen sie ihm nacheinander um den Hals, Teresina, die Waldmann, Tito und Giulio Ricordi.

Maestro!, der alte Ricordi schwelgte beim Premierenmahl im Hotel, »Aida« sei der Gipfel seines Schaffens, und Giulio versicherte, es seien ihm beim Abschied Aidas die Tränen gekommen. Verdi hob sein Glas: Nein, nein, erwartet keine Rede. Ich trinke auf die Musik, nicht auf die Tränen.

Mit dem Concierge bereitete er die Aufführung im Foyer des Hotels vor. Es mussten sich genügend Plätze finden. Er habe nur eine Handvoll Musikverständiger eingeladen und vielleicht fänden sich mehr ein, falls sich die Sache herumspreche. Und vier Notenständer müsse er besorgen. Aber der Signora Verdi dürfte er von alledem nichts verraten.

Nach dem Triumph beim Publikum verdrossen ihn die Kritiken. Dumpfes Unverständnis, klagte er Giulio Ricordi, und dass immer wieder Wagner zum Vergleich aufgeführt werde, sei ärgerlich. Was wisse dieser Germane vom Segen der Melodie. Nichts, sage ich dir. Peppina und Teresina stimmten zweistimmig bei: Er hat ja recht, unser Verdi. Ihre Zustimmung rührte und reizte ihn. Ich habe nicht recht, nein, die Musik hat recht. Nur die Musik.

Er hat nur zwei Tage, nach dem Lärm um »Aida«. Das Quartett trifft sich zu den Proben in einem Haus an der Bucht. Er kann am Meer spazieren gehen, es lärmt anders als das Theater, doch nicht weniger theatralisch mit den Rufen der Fischer, der Händler am Quai, dem Gekreisch der Möwen und dem Schmatzen der kleinen Brandung am Ufer.

Er solle zur Korrektur kommen, hatte ihn der Primgeiger gebeten. Er schlich sich mehr oder weniger an, die musi-

zierenden Männer bemerkten ihn erst nicht, sie spielten in einem geradezu wütenden Tempo den letzten Satz, die Fuge, die auszudenken ihn glücklich gestimmt hatte. Zum ersten Mal ein solches Stück, er war sicher, es würde sich wiederholen.

Schon sehr gut, befand er. Die Bratsche schleppe etwas. Aber doch schon sehr gut. Sie baten ihn, auch den langsamen Satz abzunehmen. Keine Menschenstimmen mehr, nicht mehr überlegen, welcher Charakter sich ausdrücken könne, in welcher Stimmlage – nur Musik, nur Instrumente und die Erinnerung an Gesang.

Er hatte auf Billetts Einladungen geschrieben und einen Boten ausgeschildet. Zu einer »musikalischen Aufführung« hatte er geladen, kein Wort davon, dass es um eine Komposition von ihm gehe und kein Bariton oder kein Sopran zu hören sein werde. Auch die Stolz, die ihn auszuhorchen versuchte in allerlei skurrilen Anläufen, ließ er nichts wissen. Peppina ahnte allerdings, dass es um die Verwirklichung seiner Heimlichtuerei gehe. Worum es sich dabei handelte, wusste sie aber nicht.

Der Concierge bat ihn, für die Ordnung der Stühle Anweisungen zu geben, einen Plan zu zeichnen. Er stellte sich ins Foyer, schob in Gedanken die Stuhlreihen rund um die vier Stühle der Musiker, erklärte dem Concierge und den beiden Kellnern die Ordnung, dass man vielleicht auch die beiden Diwans in die Reihe rücke, für die Damen. Eben die, Peppina und Teresina, boten ihm Hilfe an, was ihn aufbrachte: Es ist meine Angelegenheit, ich bitte euch, habt Verständnis.

Die Abendstimmen auf der Straße vor dem Hotel wurden laut, die wartenden Kutscher luden wortreich mögliche Passagiere ein, Peppina hatte Lichter angezündet, sich vor den Spiegel postiert, eine noch immer schöne Frau, fand er, natürlich ein wenig schwerfällig gewor-

den, wie ich auch, sagte er sich. Der Frack, fand er – er hatte sich neben sie in den Spiegel geschoben –, stand ihm gut und hielt ihn in Form.

Sie gab ihm mit dem Ellenbogen einen Stoß: Was hast du vor, Verdi?

Du wirst hören und sehen.

Und das wird mir nicht vergehen?

Untersteh dich. Er küsste sie auf die Wange und nahm ihren Duft mit: Komm, unsere Gäste werden schon eintreffen.

Wen hast du geladen?

Lauter Bekannte.

Auf der Treppe hinunter in die Lobby hörten sie Stimmen und Instrumente, die gestimmt wurden. Peppina hatte sich bei ihm eingehängt und drückte seinen Arm: Nun bin ich erst recht gespannt. Der Concierge empfing sie und bat Peppina, ihm zu ihrem Platz zu folgen. Sie warf Verdi einen fragenden Blick zu. Und du, Maestro?

Er hatte sie neben Teresina gesetzt, auf einen Diwan. Wenn es um diese Musik geht, müssten sie sich vertragen, fand er.

Neue Gäste lenkten ihn ab, der alte und der junge Ricordi, die ihm versicherten, sich auf seine Überraschung zu freuen. Und Maria Waldmann, seine Amneris, mit ihrem Liebsten, dem Herzog Massari. Nach und nach kamen auch Orchestermusiker, die gespannt auf den Auftritt ihrer Kollegen waren, und einige neugierige Hotelgäste sorgten dafür, dass noch Stühle aufgestellt wurden.

Als die vier Musiker in den Kreis traten, ihre Plätze vor dem Publikum einnahmen, war ein erstauntes Gemurmel zu hören. Der Geiger warf Verdi einen auffordernden Blick zu. Er wusste, dass der Maestro vor der Aufführung noch einige Sätze sagen wollte.

Er lief, wie von einer Schnur gezogen, durch die Reihe zwischen den Plätzen, in seinem Kopf sammelten sich Sätze, die er vorher aufgeschrieben hatte. Ich alter Esel – er stellte sich neben dem Quartett auf, verbeugte sich leicht, erwartete, dass ihm schwindlig werde, und schaute Hilfe suchend zu Peppina auf dem Sofa, vielleicht auch zu Teresina, und beide lächelten ihm aufmunternd zu.

Liebe Freunde, begann er und hörte sich verwundert selber reden, liebe Freunde, während der Schwierigkeiten mit »Aida« und durch eben dieselben

aufgetretenen Pausen komponierte ich, was ich mir bisher nicht zugetraut habe, ein Streichquartett, ein Gedankensprung nach »Aida«. Der Geiger in seinem Rücken unterstrich diese Bemerkung mit einem leisen Lachen.

Es steht in e-Moll und hat vier Sätze. Er machte eine Pause, wie um drei Sätzen Platz zu machen; den vierten hingegen kündigte er mit Nachdruck an: Zum Schluss hören Sie eine Fuge.

Während er sich zuhörte, trat er aus sich heraus und sah sich, über den Sekretär gebeugt, schreiben, sah sich am Klavier im Lesezimmer, spürte die Auf-

Und nun war es auf der Welt, was ihn, wie einen Buben, beschäftigt hatte.

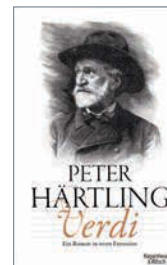
regung, die durch seine Heimlichkeit hervorgerufen wurde, das Vergnügen, bald so weit zu sein und die musikalische Welt mit einer Komposition zu überraschen, nicht mit der Ankündigung einer Oper, nicht mit einer neuen Fassung des »Don Carlos«. Und nun war es auf der Welt, was ihn, wie einen Buben, beschäftigt hatte. Jetzt hörte er.

Sie spielten die Fuge zu hastig, sodass die Stimmführung nicht mehr deutlich zu hören war. Er war im Gang stehen geblieben, setzte sich nun und unterdrückte den Drang dazwischenzurufen.

Wie oft habe ich mir das Quartett angehört, bis zur Fuge. Und wie oft habe ich Verdi vorausgedacht, der ich sein Werk bis zum Schluss, bis zum »Falstaff« kenne, diese Oper, in der die glanzvollste Fuge für Menschenstimmen zu hören ist.

Warum wurden sie immer zum Ende hin süchtig nach dieser wunderbaren Mathematik? Schubert, der kurz vor seinem Tod zu Melchior Sechter in die Fugenstunde ging, Schumann, der noch in der Psychiatrie sich zur Ordnung rief und fugierte. Kann es sein, dass es die Erinnerung an die Kinderstimme ist, die beim Kanonsingen sich nicht aus der Spur bringen lässt, von den andern? Kann es auch sein, den Kern der Musik so durchsichtig zu machen wie einen geschliffenen Diamanten? ■

Buch-Tipp



„Verdi – Ein Roman in neun Fantasien“ Peter Härtling
© 2015 by Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
18,99 Euro, 224 Seiten, gebunden